



Pfarrer Niklaus Peter

Predigt vom Sonntag 18. Februar 2018

Furcht ist nicht in der Liebe

Furcht ist nicht in der Liebe, nein, die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus, denn die Furcht rechnet mit Strafe; wer sich also fürchtet, ist in der Liebe nicht zur Vollendung gekommen. Wir aber lieben, weil er uns zuerst geliebt hat.

1. Johannesbrief 4.17-19

I.

Liebe Gemeinde

Vollkommene Liebe, so lesen wir im 1. Johannesbrief, und das meint wahrscheinlich, eine im Leben und Glauben verwurzelte, vertiefte, kraftvoll gewordene Liebe als Lebensenergie und -haltung – eine solche Liebe treibt die Furcht aus. Das griechische Wort für Furcht heisst: *phobos* – und wenn man Phobie sagt, so merken wir, dass das nichts nur Intellektuelles meint, sondern eben auch tiefsitzende, konkrete Ängste, Phobien, Abwehrreaktionen, die auch unbewusst ablaufen können und mitunter ganz körperlich sind.

Sie sind alle auf Ereignisse bezogen, von denen wir fürchten, dass sie uns wehtun, uns verletzen, gefährlich sind, uns bedrängen werden und wir kein Mittel dagegen finden. Deshalb dieses lähmende Gefühl der Angst und Furcht. Liebe aber, sagt Johannes, ist das stärkste Mittel dagegen, Liebe befreit uns vor Furcht.

Das ist zuerst einmal ein überraschender Gedanke – denn Furcht, bezieht sich das nicht auf konkrete Ereignisse? Fürchten wir uns nicht stets vor Konkretem: auf gefährlichen Strassen vor Unfällen? Dann etwa die Furcht, angefahren zu werden? Im Wald vor Tieren, in den Bergen vor einem Wetterumsturz und Steinschlag, im

Alltag vor Krankheiten? Immer wenns uns ans Leben geht, dann kommt Furcht auf – wie soll da Liebe helfen können?

Ich glaube, dass Johannes nicht naiv ist, er meint kein Allheilmittel gegen Gefahren des Alltagslebens. Denn Leben ist nun einmal riskant. Er meint deshalb vermutlich nicht eine konkrete Furcht – sondern das, was wir alle auch kennen: Wenn nämlich kleinere, konkrete Besorgnisse und spezifische Dinge, die wir fürchten, zu Ängsten auswachsen, die unser Leben zu bestimmen beginnen, uns lähmen, uns die Freude nehmen, unsere normale Lebens- und Risikobereitschaft schwächen.

Es geht um eine innere Haltung zum Leben und seinen Wechselfällen, und dabei schwingt immer mit, wie es um unser Welt- und Gottesvertrauen bestellt ist. Denn wenn einmal das Grundvertrauen erschüttert wird, dann kann die Angst an dieser oder jener Furcht andocken und uns dominieren, unseren Lebenshorizont verdünnern. Und so erklärt es sich, dass Johannes im nächsten Satz sagt: *denn die Furcht rechnet mit Strafe*. Ein Gefühl also, dass man nicht angenommen ist, sondern Strafe zu gewärtigen hat und ein Unglück sich einstellen wird – ein Leben, so könnte man sagen, das nicht in Gottesliebe, sondern unter massiven Gottesängsten gelebt wird. Und wer Menschen getroffen hat, die eine solche Last tragen, unter ihr leiden, der wird verstehen, weshalb Johannes sagt: In solchen Fällen ist die Liebe Gottes noch nicht angekommen, da ist jemand von Innen her gefährdet.

II.

Das Bewegende an diesem kurzen Bibelwort ist, dass es uns auf zwei zentrale Pole anspricht: Angst – und Liebe. Es sind genau die beiden Pole, welche das vitale Zentrum der Theologie des Zürcher Pfarrers Oskar Pfister bezeichnen. Er wirkte von 1920 bis 1939 an der Predigerkirche hier in Zürich, eine mutige, kraftvolle Gestalt, ein Pionier in theologischen wie auch religionspsychologischen Dingen. Ich habe schon einmal kurz auf ihn hingewiesen (Predigt vom 16. Oktober 2016), und möchte das hier vertiefen. Denn Pfisters Weg als Pfarrer war geprägt von einer wachsenden Verzweiflung über eine wissenschaftliche Theologie, die nicht am lebendigen Glauben interessiert war, sondern nur an historischen Sachen, eine Theologie, welche sich mehr für die intellektuellen Konstruktionen der Alten interessierte als für die Nöte und Freuden der Heutigen. Eine Theologie, die gerade in diesem Bereich der Ängste, der Emotionen, des Seelenlebens der Menschen so seltsam sprachlos und auch theorielos war – und deshalb auch praktisch gar nicht zu helfen wusste. Oskar Pfister kannte diese wissenschaftliche Theologie bestens, er hatte selbst einiges publiziert, hatte sogar einen Ruf auf eine Professur bekommen – aber abgelehnt, denn er merkte: auch mir fehlen Grundlagen für eine gute, auf Nöte und Emotionen der Menschen reagierende Theologie. Und dann lernte er – vermittelt über C. G. Jung – Sigmund Freuds Schriften kennen. Und realisierte

sofort, dass diese neue Wissenschaft von der Seele ein Verständnis für psychische Prozesse, für Bewusstes und Unbewusstes, für Ängste und Neurosen ermöglichte. Er begann mit Freud zu korrespondieren, reiste nach Wien, half in Zürich mit, die erste psychoanalytische Gesellschaft zu gründen. Und das brauchte Mut – denn Freud hatte durchaus keine Sympathien für Religion. Auch warf man ihm vor, der Sexualität zuviel Gewicht zu geben, das sei «Pansexualismus». – Doch Pfister blieb standfest: Freuds Methode sei bahnbrechend und wichtig, seinen Materialismus und seinen Atheismus aber solle man durchaus nicht übernehmen. Freuds analytische Methode jedoch helfe, psychische Erkrankungen zu diagnostizieren und zu therapieren. Pfisters Kerneinsicht in diesem Kontext: Ängste gehören zu den stärksten Treibern von Neurosen, eine im Glauben gegründete Liebe und Zuwendung aber hilft bei der Heilung. Und so hatten Pfisters Seelsorgegespräche auch den Charakter von Analysen – er scheint recht erfolgreich gewesen zu sein, hat offensichtlich viele Menschen von Nöten befreit.

III.

Ich muss sagen, ich bewundere die innere Freiheit und den Mut Oskar Pfisters, mit dem er Theologie und Psychologie zusammenzudenken versuchte, sich durch Vorwürfe, als Pfarrer dürfe er nicht «in Schweinereien wühlen», nicht abhalten liess. Er war auch mutig darin, dass er Freuds Begriff von Sexualität weiter, tiefer fasste – und so eben von der angstlösenden, therapeutischen Kraft der Liebe sprechen konnte. Er war selber zutiefst davon überzeugt, dass ein im Gottesvertrauen und in der Liebe verwurzelter Glaube uns hilft, falsche Ängste zu überwinden. Aber zugleich gehörte es zu seinen Erfahrungen, wie sehr mit Ängsten und Drohungen arbeitender Glaube Menschen in Nöte hineintreiben.

Auch hier war er unvoreingenommen, selbstkritisch, er sah, dass Glaube, dass Religion nicht immer etwas Gutes, Gesundmachendes ist, sondern manchmal Ängste verstärkt, Furcht einpflanzt, ja Neurosen auslösen kann. Glaube ist also durchaus etwas Ambivalentes, jeder Glaube braucht Reinigung – ja Pfister konnte sogar von einer Religionshygiene sprechen. Der christliche Glaube kann uns helfen, gesund zu werden – aber gleichzeitig gehört es zu den Aufgaben der Theologie, krankmachende Formen von Glauben zu beobachten, zu kritisieren, zu überwinden – ganz so, wie Johannes in seinem biblischen Brief ziemlich dezidiert sagt: Wessen Glaube sich auf Furcht stützt, ja sogar mit Ängsten arbeitet, der ist nicht von einer vollkommenen und von Christus her empfangenen Liebe geprägt.

Oskar Pfister hatte sogar den Mut, ein ziemliches umfängliches, dickes Buch zu schreiben mit dem Titel: «Das Christentum und die Angst» (1944), in dem es genau darum ging: Was sind die Ursachen von Furcht und Angst in unserem seeli-

schen Haushalt? Wann und wie hilft unser christlicher Glaube, Ängste zu überwinden, abzubauen? – Wann aber verstärkt er sie, indem Ängste geweckt, neurotische Formen sich einschleichen – und leider sieht er davon einiges in unserer Christentumsgeschichte... Deshalb braucht es Reinigung, «Hygiene» im Glauben, Reformationen, so wie Jesus selbst ein Befreier und Reformator von falschen Ängsten war, so deutet Pfister die Geschichte des Christentums als ein auf und ab von angstbefreienden und dann wieder angststeigernden Formen.

IV.

Und ist das nicht geradezu ein Rezept, eine Aufgabe für uns alle? Uns gegenseitig zu helfen, das Befreiende, das Lösende, das Gesundmachende unseres Glaubens zu entdecken, einzuüben, zu leben, anderen weiterzusagen – genau das wirklich zum Kern unserer Kirche zu machen? Und also alle Formen, die Angst begünstigen, Furcht einflössen, in einem mutigen Reinigungs- und Religions-Hygieneprozess auszuschneiden?

Pfister zitiert in seinem grossen Buch den Theologen Adolf von Harnack – der die Grundüberzeugung, die sein eigenes Buch beseelt, in knappe, eindrücklich Worte zu fassen verstand: „Eigentlich gibt es“, schreibt Harnack, „nur ein einziges Gefühl des Unglücks und der Unseligkeit – das ist die Furcht; denn wenn man genauer zusieht, steckt es hinter jedem Leid und jedem Schmerz. Und so mannigfaltig die Furcht sein kann und ist – Furcht vor Verlusten, Furcht vor bösen Folgen, Furcht vor der Öde und Einsamkeit, Furcht vor der Zukunft, Furcht vor dem Tode und so weiter – es ist doch zuletzt ein und dieselbe Furcht, nämlich die Furcht vor der äußeren oder inneren Zerstörung des Lebens. So kann man sagen: das eigentliche Übel des Lebens ist die Furcht; würden wir schlechterdings nichts fürchten, so wären wir von dem Augenblicke an selige Menschen, denn das gesicherte Gefühl der Lebensgewissheit würde ungehemmt über alle Hemmungen des Lebens triumphieren.“ ... Harnack betont, dass gelingendes Leben davon abhängt, wie frei wir von Ängsten und Furcht können, das sei die Kernbotschaft des Glaubens. „Was kann uns denn begegnen, fragt er, wenn wir unter Gottes Schirm sitzen, und was kann uns die Zeit Böses bringen, wenn uns im Bunde mit Gott die Ewigkeit gehört?“ Und tatsächlich, ist die reine Grundform unseres Glaubens nicht so etwas wie ein Alphabet der Liebe? Eine Anleitung, Worte zu sprechen, miteinander Worte zu finden, um unser Leben gemeinsam als ein Geschenk zu leben und zu feiern? Eine Anleitung, Ängsten nicht Raum zu geben, so aufeinander zuzugehen, dass Furcht sich wie Nebel an einem kühlen Morgen auflösen kann, und die Wärme der Liebe uns alle zum gemeinsamen Leben erweckt? So möge es sein, und das heisst auf Hebräisch: Amen.